

**MAX FRISCH: HOMO FABER. EIN BERICHT**

**1. Walter Faber über sich selbst.**

- Ich lebe, wie jeder wirkliche Mann in meiner Arbeit. (90)<sup>1</sup>
- Ich mache mir nichts aus Romanen – so wenig wie aus Träumen. (15)
- Ich war noch nie in der Opéra gewesen, versteht sich. (102)
- Ich kann mit Museen nichts anfangen. Was mich interessiert: Straßenbau, Brückenbau, der neue Fiat, der neue Bahnhof in Rom, der neue Rapido-Triebwagen, die neue Olivetti. (108)
- Ich mache mir nichts aus Landschaften. Ich habe mich schon oft gefragt, was die Leute meinen, wenn sie von Erlebnis reden. Ich bin Techniker und gewohnt, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Ich sehe alles, wovon sie reden, sehr genau: ich bin ja nicht blind. Ich sehe den Mond . . . , eine errechenbare Masse, die um unseren Planeten kreist, eine Sache der Gravitation, interessant, aber wieso ein Erlebnis? Ich sehe (in den gezackten Bergrücken) keine versteinerten Engel, es tut mir leid, auch keine Dämonen. Ich sehe, was ich sehe. Aber keine Gespenster: Wozu weibisch werden? . . . Ein Flugzeug ist für mich ein Flugzeug, ich sehe keinen ausgestorbenen Vogel dabei, sondern eine Super-Constellation mit Motor-Defekt, nichts weiter und da kann der Mond sie bescheinen, wie er will. Warum soll ich erleben, was gar nicht ist? – Ich kann mir keinen Unsinn einbilden, bloß um etwas zu erleben. . . . Ich weigere mich, Angst zu haben aus bloßer Fantasie, beziehungsweise fantastisch zu werden aus bloßer Angst, geradezu mystisch. . . . Doch Herbert stand und erlebte noch immer. (25)
- Ich bin in meinem Leben noch keinem Dämon begegnet (197).
- Ich kann es nicht ausstehen, wenn man mir sagt, was ich zu empfinden habe; dann komme ich mir, obschon ich sehe, wovon die Rede ist, wie ein Blinder vor. (111)

---

<sup>1</sup> Zahlen in ( ) = Seite im suhrkamp taschenbuch 354 (1977)

- Manchmal wird man weich, aber man fängt sich wieder. Ermüdungserscheinungen! Wie beim Stahl. Gefühle, so habe ich festgestellt, sind Ermüdungserscheinungen, nichts weiter, jedenfalls bei mir. Man macht schlapp. (92)
- Mag sein, daß Ivy mich liebte. Sicher war ich bei Frauen nie. (58)
- Menschen sind anstrengend. (10)
- Ich mag mich selbst nicht, wenn ich andern Menschen lästig bin, und es ist nie meine Art gewesen, Frauen nachzulaufen, die mich nicht mögen; ich habe es nicht nötig gehabt, offen gestanden. (86)
- Ich hasse Minderwertigkeitsgefühle. (98)
- Er kam aus Boston und war Musiker. Manchmal ging er mir auf die Nerven wie alle Künstler, die sich für höhere oder tiefere Wesen halten, bloß weil sie nicht wissen, was Elektrizität ist. (39)
- Ich gelte in beruflichen Dingen als äußerst gewissenhaft, geradezu pedantisch. (33) Noch nie bin ich wegen einer Frau auch nur eine halbe Stunde später zur Konferenz gekommen. (97)
- Ich bin nicht gewohnt, untätig zu sein (74)
- Ich bin gewohnt zu arbeiten oder meinen Wagen zu steuern. Es ist keine Erholung für mich, wenn nichts läuft. Und alles Ungewohnte macht mich sowieso nervös. (75)
- Ich war nicht imstande, alles zugleich in meine Rechnung zu nehmen; aber irgendeine Lösung, fand ich, muß es immer geben (159)
- Ich fühle mich nicht wohl, wenn unrasiert; nicht wegen der Leute, sondern meinerwegen. Ich habe dann das Gefühl, ich werde wie eine Pflanze. (27)
- Ich bin in meinem Leben nie krank gewesen, ausgenommen Masern. (38) (an anderer Stelle: außer Blinddarm)
- Ich schätze mich glücklich, allein zu wohnen, meines Erachtens der einzigmögliche Zustand für Männer, ich genieße es, allein zu erwachen, kein Wort sprechen zu müssen. . . . Schon die Frage, wie ich geschlafen habe, verdrießt mich, weil ich in Gedanken schon weiter bin, gewohnt, voraus zu denken, nicht rückwärts zu denken, sondern zu planen. Zärtlichkeiten am Abend, ja, aber Zärtlichkeiten am Morgen sind mir unerträglich. . . . Gefühle am Morgen, das erträgt kein Mann. Dann lieber Geschirr waschen!

- Ich bin nicht zynisch. Ich bin nur, was Frauen nicht vertragen, durchaus sachlich. Ich . . . sage kein Wort gegen die Ehe; meistens fanden die Frauen selbst, daß ich mich nicht dafür eigne. Ich kann nicht die ganze Zeit Gefühle haben. Alleinsein ist der einzigmögliche Zustand für mich, denn ich bin nicht gewillt, eine Frau unglücklich zu machen, und Frauen neigen ja dazu, unglücklich zu werden.
- Was mir auf die Nerven ging: die Molche in jedem Tümpel – überhaupt diese Fortpflanzerei überall. Es stinkt nach Fruchtbarkeit, nach blühender Verwesung. Wo man hinspuckt, keimt es ! (51)
- Überhaupt der ganze Mensch! – als Konstruktion möglich, aber das Material ist verfehlt: Fleisch ist kein Material, sondern ein Fluch. (171)

Und Hanna, die Frau, über ihn:

- Schweig; es wird alles so klein, wenn du darüber redest! (148)
- „Hanna“, sage ich, „du bist ja fortschrittlich geworden!“ Sie lächelt bloß. . . . „Noch immer?“ fragt sie. Manchmal verstand ich sie nicht. „Bist du noch immer fortschrittlich?“ fragt sie. (133)
- Hanna findet es schade, beziehungsweise typisch für gewisse Männer, wie sie im Leben stehn: stockblind. Auch mich fand sie stockblind. (144) (Max Frisch setzt hier ganz gezielt das „beziehungsweise“ und den Wechsel der Tempora ein).
- Betreffend Statistik; Hanna wollte nichts davon wissen, weil sie an Schicksal glaubt. . . . Alle Frauen haben einen Hang zum Aberglauben, aber Hanna ist hochgebildet; darum verwundert es mich. Sie redete von Mythen, wie unsereins vom Wärmesatz, nämlich von einem physikalischen Gesetz. . . . Oedipus und die Sphinx, auf einer kaputten Vase dargestellt in einer kindlichen Weise, Athene, die Erinnyen beziehungsweise Eumeniden und wie sie alle heißen, das sind Tatsachen für sie. (142)
- „Wir können“, sagt sie, „das Leben nicht in unseren Armen behalten, auch du nicht“. „Ich weiß!“ sage ich. „Warum versuchst du es denn?“ fragt sie. Ich verstand Hanna nicht immer. (138)
- Dabei hat Hanna immer getan, was ihr das Richtige schien, und das ist für eine Frau, finde ich, schon allerhand. Sie führte das Leben, wie sie's wollte. (139)
- Diskussion mit Hanna! – über Technik (laut Hanna) als Kniff, die Welt so einzurichten, daß wir sie nicht erleben müssen. Manie des Technikers, die Schöpfung nutzbar zu machen, weil er sie als Partner nicht aushält, nichts mit ihr

anfangen kann; Technik als Kniff, die Welt als Widerstand aus der Welt zu schaffen, beispielsweise durch Tempo zu verdünnen, damit wir sie nicht erleben müssen. Die Weltlosigkeit des Technikers. (was Hanna damit meint, weiß ich nicht.) (169)

So, mit diesen Zitaten wissen Sie nun, wie sich der Walter Faber selbst sieht, wie Max Frisch ihn reden und denken läßt. Doch ist er wirklich so, wie er sich selbst charakterisiert? Walter Faber ist ja der Autor der Ich-Berichte. Der zeigt in raffinierter Weise auch die Verdrängungen, die Spiegelungen, das vom Leser verstehbare Ungesagte. Darüber später.

Doch den vordergründig dargestellten Homo faber haben wir alle in unserem Bekanntenkreis wohl nicht nur einmal erlebt. Ein solcher Homo faber kann stundenlang über die Vorzüge eines Autotyps reden. Er sucht mit Begeisterung eine komplizierte Zugverbindung zum Urlaubsort aus, flüchtet aber vor jedem psychologischen Problem in die Sprachlosigkeit. Er fährt in den nun einmal gebuchten Sommerurlaub, obwohl seiner Frau kurz davor eine Krebsdiagnose gestellt wird, weil er eh' nicht helfen kann. Ich vergesse nie die typische Reaktion eines solchen Technikers. Schon 40 Jahre ist es her. Wir hatten das expressionistisch dramatische Hörspiel „Draußen vor der Tür“ von Wolfgang Borchert gehört. Da meint dieser Ingenieur: „Was schreit der Beckmann so? Nur wegen der 14 Toten seines Spähtrupps? Da sind doch sonst viel mehr gefallen. Wenn alle so schreien würden!“

## **2. Personen, und was vor 20 Jahre geschah**

Was läßt Max Frisch nun diesen Walter Faber erleben? Doch zunächst die Hauptpersonen.

Walter Faber ist 1957 50 Jahre alt, Ingenieur der ETH Zürich, war von 1933 – 35 Wissenschaftlicher Assistent. Reist nun für einen amerikanischen Konzern als Montage-Ingenieur für Elektroturbinen in der ganzen Welt herum. Er lernte 1935 eine „deutsche Halbjüdin“, Hanna Landsberg kennen. Diese Hanna entspricht in ihren

Zürich-Erlebnissen –weitgehend der realen Freundin von Max Frisch: Käte Rubensohn. Sie war eine jüdische Studentin aus Berlin, die erste Liebesbeziehung von Max Frisch 1934. Doch hören wir uns an, wie Walter Faber es im Roman berichtet. Der Leser erfährt dies schon auf S. 55. Dies ist zugleich Ausgangs- und Kernproblem der Romanhandlung. Und zugleich charakteristisch in Sprache und Argumentation wie Max Frisch meint, Ingenieure sprechen und denken so.

„Hanna hatte Deutschland verlassen müssen und studierte damals Kunstgeschichte . . . , eine Sache, die mir ferne lag, aber sonst verstanden wir uns sofort, ohne an Heiraten zu denken. Auch Hanna dacht nicht an Heiraten. Wir waren beide viel zu jung, . . . ganz abgesehen von meinen Eltern, die Hanna sehr sympathisch fanden, aber um meine Karriere besorgt waren, wenn ich eine Halbjüdin heiraten würde, eine Sorge, die mich ärgerte und geradezu wütend machte. Ich war bereit, Hanna zu heiraten, ich fühlte mich verpflichtet gerade in Anbetracht der Zeit. Ihr Vater, Professor in München, kam damals in Schutzhaft, es war die Zeit der sogenannten Greuelmärchen . . . Ich erinnere mich genau an jene Zeit, Parteitag in Nürnberg, . . . Verkündung der deutschen Rassengesetze. . . . Als ich von Hanna hörte, daß sie die Schweiz binnen vierzehn Tagen zu verlassen habe, war ich in Thun als Offizier; ich fuhr sofort nach Zürich, um mit Hanna zur Fremdenpolizei zu gehen.

Leider mußte ich am selben Abend wieder nach Thun zu meinen Rekruten; auf jener Fahrt kam ich zum Entschluß, Hanna zu heiraten, falls ihr je die Aufenthaltsbewilligung entzogen werden sollte. . . . Hanna war immer sehr empfindlich und sprunghaft, ein unberechenbares Temperament; . . . sie machte es mir nicht leicht. . . . Ich nannte sie eine Schwärmerin und Kunstfee. Dafür nannte sie mich: Homo Faber. . . . Hanna hatte einerseits einen Hang zum Kommunistischen, was ich nicht vertrug, und andererseits zum Mystischen, um nicht zu sagen; zum Hysterischen. Ich bin nun einmal der Typ, der mit beiden Füßen auf der Erde steht.“ (46)

In jener Zeit kam das Angebot von Escher-Wyss, eine Chance sondergleichen für einen jungen Ingenieur, und was mir dabei Sorge machte, war nicht das Klima von Bagdad, sondern Hanna in Zürich. Sie erwartete damals ein Kind. Ihre Offenbarung hörte ich ausgerechnet an dem Tag, als ich von meiner ersten Besprechung . . . kam, meinerseits entschlossen, die Stelle in Bagdad anzutreten. . . . Ihre Behauptung, ich sei zu Tode erschrocken, bestreite ich noch heute; ich fragte bloß: Bist du sicher? . . . Bist du bei einem Arzt gewesen? Ebenfalls eine sachliche und erlaubte Frage. Sie war nicht beim Arzt gewesen. Sie wisse es!

Ihre Enttäuschung! Ich tanzte nicht vor Vaterfreude, das ist wahr, dazu war die politische Situation zu ernst. Ich fragte: Hast du denn einen Arzt, wo du hingehen kannst? . . . Hanna nickte. Das sei keine Sache, sagte sie, das lasse sich schon machen! . . . Später behauptete Hanna, ich sei erleichtert gewesen, daß sie das Kind nicht haben wollte, und geradezu entzückt, drum hätte ich meinen Arm um ihre Schultern gelegt, als sie weinte . . . Ich sagte sogar, wieviel ich in Bagdad verdienen würde. Und

wörtlich: Wenn du dein Kind haben willst, dann müssen wir natürlich heiraten. Später ihr Vorwurf, daß ich von Müssen gesprochen habe! . . . Ich besprach mich viel mit Joachim . . . Seine Hilfe (er war Mediziner im Staatsexamen) hatte er zugesagt, falls wir, das Mädchen und ich, seine Hilfe verlangen. . . . Ich meldete Hanna, daß alles kein Problem ist. Es war Hanna, die plötzlich Schluß machen wollte; sie packte ihre Koffer, plötzlich ihre wahnsinnige Idee, nach München zurückzukehren. Ich stellte mich vor sie, um sie zur Vernunft zu bringen; ihr einziges Wort: Schluß! Ich hatte gesagt: Dein Kind, statt zu sagen; Unser Kind. Das war es, was mir Hanna nicht verzeihen konnte. (48)

Hanna heiratet Joachim, den deutschen Freund von Walter. Die Ehe dauert nicht lange. Dann später im Asyl in London einen deutschen Kommunisten, Piper, der nach dem Krieg und nach der Trennung von Hanna aus Überzeugung (Hanna sagt aus Opportunismus) in der DDR lebt. Die Tochter von Walter und Hanna ist Elisabeth, die Walter nie gesehen hat. Sie ist 1957 20 Jahre alt und reist nach einem Semester in Yale nach Hause, nach Athen. Joachim Hencke ist der deutsche Freund von Walter, Arzt in Zürich, Herbert sein Bruder, und Ivy ist die halb so alte Geliebte Walters in New York. Der Leser erfährt schon früh auf S. 25, 39, 55 und 68, was die Personen miteinander bindet, wie es um Walter und Sabeth steht.

### **3. Zur Handlung des Romans**

Lassen Sie mich das Handlungsskelett kurz erzählen. Max Frisch setzt den Roman mit präzisen Daten (z. B. dem der Mondfinsternis) und mit exakten Ortsbeschreibungen in seine Zeit. Das Manuskript wird sogar früher fertig, als die Handlung läuft.

Walter Faber fliegt zur Turbinen-Montage von New York ab. Die Super-Constellation muß in der mexikanischen Wüste am Rande des Golf von Mexiko notlanden. Sein Sitznachbar ist der Deutsche Herbert Hencke, der seinen Bruder Joachim in den Urwaldplantagen Yucatans suchen will, weil Lebenszeichen von ihm fehlen. Walter schließt sich ihm an, denn Joachim ist sein seit 20 Jahren nicht gesehener Freund Züricher Zeit. Sie finden nach kafkaesken Verzögerungen Joachim tot, er hatte sich erhängt, noch am Strick baumelnd. Zurück in New York, rät ihm Ivy nicht mehr zu fliegen, sondern zu einer Konferenz nach Paris das Schiff zu nehmen. In letzter Zufallsminute erhält er ein Ticket. Auf dem Schiff lernt er die 30 Jahre jüngere Sabeth kennen, verliebt sich in sie, macht ihr beim Abschied vom Schiff einen Heiratsantrag.

„Ihr Hanna-Mädchen-Gesicht! Sie bat um Zigaretten, . . . irgendetwas mußte ich ja sagen: ich gab ihr das Feuer, das ihr junges Gesicht erhellte, und fragte, ob sie mich denn heiraten würde.

Sabeth errötete.

Ob ich das ernst meine?

Warum nicht! . . . Ich hatte gesagt, was ich nie habe sagen wollen, aber gesagt war gesagt. . . .

Als wir wieder allein standen, die letzten auf dem nassen Deck, und als Sabeth mich fragte, ob ich's wirklich im Ernst meine, küßte ich sie auf die Stirn, dann auf ihre kalten und zitternden Augenlider, sie schlotterte am ganzen Leib, dann auf ihren Mund, wobei ich erschrak. Sie war mir fremder als je ein Mädchen.“ (94)

Trennung ohne Verabredung. Doch in Paris sucht er sie, findet sie im Louvre. Sie will partout per Anhalter nach Rom und weiter nach Athen zur Mutter. Er bietet ihr die gemeinsame Autofahrt an. In Avignon bei Mondfinsternis: „Zum ersten Mal hatte ich den verwirrenden Eindruck, daß das Mädchen, das ich bisher für ein Kind hielt, in mich verliebt war. Jedenfalls war es das Mädchen, das in jener Nacht, nachdem wir bis zum Schlottern draußen gestanden hatten, in mein Zimmer kam.“

Sie will alles sehen, was Italien an Kunst bietet: Pisa, Florenz, Siena, Perugia, Arezzo, Orvieto, Assisi. In Rom weiß er, daß die Mutter Hanna Landsberg heißt. Er rechnet sich ein Empfängnisdatum aus, das *nach* seiner Zeit mit Hanna liegt. „Ich hatte die Daten meiner Abreise nach Bagdad so gewählt, daß die Rechnung stimmte.“

Sie schlafen unter freiem Himmel unter einem Feigenbaum auf Akrokorinth. Er badet danach im Meer. Sie schreit auf. Ein Schlangenbiß auf der linken Brust. Er stürmt aus dem Meer, nackt. Sie erschrickt, fällt rücklings von der Böschung und ist bewußtlos. In grotesken Verzögerungen mit Eselskarren und Kleinlastern bringt er sie nach vielen Stunden in ein Athener Krankenhaus. Dort trifft er auf Hanna. Gegen den Biß der Aspiviper erhält Sabeth ein Serum. Doch sie stirbt an einer nichtdiagnostizierten Fraktur der Schädelbasis, „Verletzung des Epidural-Haematom, was durch chirurgischen Eingriff hätte behoben werden können.“

Ab 19. Juli schreibt Walter Faber im Krankenbett in der „Zweiten Station“ über seine von Magenbeschwerden belasteten, von Panik getriebenen, irrlichternden Dienstreisen nach New York (Walter, what's the matter with you? fragt sein Chef), nach Caracas, zur Plantage, Kuba, Düsseldorf, Zürich. In Athen ist Hanna an seinem Krankenbett.

Am 8. Oktober 4.00 Uhr: „Verfügung für Todesfall: alle Zeugnisse von mir wie Berichte, Briefe sollen vernichtet werden, es stimmt nichts. Auf der Welt sein: im Licht sein. . . . Standhalten dem Licht, der Freude (wie unser Kind, als es sang) im Wissen, daß ich erlösche.“

8.05 Uhr. Walter Faber wird zur finalen Operation abgeholt.

#### **4. Zur Komposition des Romans**

Im gesamten Roman spricht nur dieser Walter Faber, der als Ich-Erzähler sich im Nachhinein Rechenschaft abgeben will, wie alles kam. Der 1. Bericht ist nach dem Tode Sabeths in Caracas geschrieben. Der Text wechselt zwischen chronologischem Bericht der drei Monate von März bis Juni 1957, retrospektiven Einblendungen und Reflexionen. Der Leser weiß schon früh, was da vor 20 Jahren mit Hanna war und daß Elisabeth sterben wird. Wie die Zuschauer von Tragödien im antiken Griechenland durch den Chor mehr wissen als die auf der Bühne handelnden Personen. Auf Seite 25:

„Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal, als Techniker bin ich gewohnt mit den Formeln der Wahrscheinlichkeit zu rechnen. Wieso Fügung? Ich gebe zu: Ohne die Notlandung in Tamaulipas wäre alles anders gekommen; ich hätte diesen jungen Hencke nicht kennengelernt, ich hätte vielleicht nie wieder von Hanna gehört, ich wüßte heute noch nicht, daß ich Vater bin. . . . Vielleicht würde Sabeth noch leben. Ich bestreite nicht: Es war mehr als ein Zufall, daß alles so gekommen ist, es war eine ganze Kette von Zufällen. Aber wieso Fügung? Ich brauche, um das Unwahrscheinliche als Erfahrungstatsache gelten zu lassen, keinerlei Mystik; Mathematik genügt mir,“ Wahrscheinlichkeitslehre. (25)

Schon am Anfang in New York erfährt der Leser (S. 63): „Hätte ich das (Telefon)-Apparätchen nicht (repariert), so hätte mich jener Anruf (wegen der Schiffskarte) nicht mehr erreicht, meine Schiffsreise wäre nicht zustande gekommen mit dem Schiff, das Sabeth benutzte, und wir wären einander nie auf der Welt begegnet, meine Tochter und ich.“

Der Leser spürt die Verdrängungen des Walter Faber, das Nicht-Wahr-Haben-Wollen. Die Handlungen sind oft gegensätzlich zum Text von Walter Faber. Damit macht Max Frisch den Roman durchsichtig. Die Aufklärung, daß Sabeth die Tochter Hannas ist, wird erst in Rom gegeben. Doch da gibt es schon früh viele Andeutungen.. Die Hanna-Geschichte von 1936 wird in Wiederholungen jeweils anders vorgetragen, so daß der Leser das Sich-Selbst-Belügen erkennt.

„Es ist mir heute noch ein Rätsel, wieso Hanna und Joachim geheiratet haben und wieso sie mich, Vater des Kindes, nie haben wissen lassen, daß dieses Kind zur Welt gekommen ist. Es war die Zeit, als die jüdischen Pässe annulliert wurden. Ich hatte mir geschworen, Hanna keinesfalls im Stich zu lassen, und dabei blieb es. . . . nur Hanna machte sich immer noch Zweifel, ob es denn richtig wäre, daß wir heirateten, richtig für mich. . . . Ich bat Hanna, die Sache ganz sachlich zu nehmen; aber vergeblich. Sie schüttelte den Kopf und weinte. Ich heirate ja bloß, um zu beweisen, daß ich kein Antisemit sei, sagte sie . . . Es war Hanna, die nicht heiraten wollte, . . . Es war ausgemacht, daß unser Kind nicht zur Welt kommen sollte. Später hörte ich nie wieder von ihr. Das war 1936.“ (56)

Die „Zweite Station“ (ab S. 161) hatte Max Frisch in der Kompositionsskizze „Die Eumeniden“ genannt. Hierin schreibt Walter Faber im Krankenbett in Athen auf, wie er seine letzten sechs hektischen Reisewochen erlebt. Von den Erinnyen der Schuldgefühle gejagt, von den Eumeniden (den euphemistischen Erinnyen) zu Einsicht und Reue und in den versöhnenden Tod geführt. Mitten in den Todesängsten des erahnten Magenkrebs sieht er in der Firmenfiliale in Düsseldorf die Filme von den glücklichsten Tagen mit Sabeth in Italien.

In dieser Dramaturgie wird der Theatermann Max Frisch erkennbar. Der Roman *Homo faber* ist eigentlich eine antike griechische Tragödie, versetzt in die minutiös geschilderte moderne Jetztzeit, vom Super-Constellation-Flugzeug bis zur Hermes-Baby-Schreibmaschine. Walter Faber wird schuldlos schuldig. Auf den zur Oedipus-Sage umgekehrten Inzest – nicht Sohn mit Mutter, sondern Vater mit Tochter – folgen Rache und Strafe der Götter durch Schlangenbiß, Tod Elisabeths und den Krebstod Walter Fabers. Diese Handlung kommt dem ältesten, Aischylos, der drei griechischen Klassiker (neben Sophokles und Euripides) am nächsten. Menschliches Handeln wird notwendig schuldhaft. Der Mensch ist für diese Schuld verantwortlich. Die Strafe der Götter wird sein Schicksal. Sprache und Geschehnisse sind voller metaphorischer Ankündigungen von Schuld, drohendem Unheil und schrecklichem Ende. Alle Details, wie Namen, Orte, Zeiten, das Tempo der Sprache, die Bilder sind auf dieses Drama ganz und gar abgestimmt. Aischylos schrieb „Laios und Oedipus“, „Die Orestie“, Agamemnon“, „Die Eumeniden“.

Die jüngeren griechischen Tragödien-Dichter sahen das unentrinnbare Schuld-Sühne-Schicksal nicht mehr so archaisch. Für Sophokles ist Schicksal nicht die Strafe für Schuld, sondern eher von den Göttern in ihrer furchtbaren Macht grundlos zugeteilt. Euripides, der jüngste, ist in einigen seiner Werke eher ein Aufklärer: Schicksal liegt mehr in Charakter und Seele des Menschen. Der *Homo faber* – so denke ich – paßt eher in das Schicksalsbild von Aischylos. Da brechen in unsere moderne jetztzeitige Welt mit Air-Jets, Autos, Elektronik: Schuld, Inzest, Rache, Strafe, Unheil und Tod mit der Wucht einer attischen Tragödie ein. Es sind jetzt nicht die Dämonen, Götter, Erinnyen, sondern eine Kette von scheinbaren Zufällen. Den *Homo-Faber-Roman* kann man am besten mit der Oedipus-Sage zur Deckung bringen: Der unwissentliche Inzest. Oedipus ist nach dem Sieg über die Sphinx hochmütig. Walter Faber steht für den technizistischen Hochmut. Oedipus blendet sich. Walter Faber ist von sich aus blind gegenüber dem, was durch Technik nicht zu bestehen ist. Beide sterben in Athen.

Max Frisch meint jedoch, daß allein in dem *Homo-faber-Sein* von Walter Faber sein Schicksal begründet ist. Er läßt ihn sagen:

„Hanna macht keine Vorwürfe, Hanna findet es nicht unbegreiflich, daß ich mich gegenüber Sabeth so verhalten habe; ich habe (meint Hanna) eine Art von

Beziehung erlebt, die ich nicht kannte, und sie mißdeutet, indem ich mir einredete, verliebt zu sein. Es ist kein zufälliger Irrtum gewesen, sondern ein Irrtum, der zu mir gehört (?) wie mein Beruf, wie mein ganzes Leben sonst. Mein Irrtum: daß wir Techniker versuchen, ohne den Tod zu leben. Wörtlich: Du behandelst das Leben nicht als Gestalt, sondern als bloße Addition, daher kein Verhältnis zur Zeit, weil kein Verhältnis zum Tod. Leben sei Gestalt in der Zeit. Hanna gibt zu, daß sie nicht erklären kann, was sie meint. Leben ist nicht Stoff, nicht mit Technik zu bewältigen. Mein Irrtum mit Sabeth: Repetition, ich habe mich so verhalten, als gebe es kein Alter, daher widernatürlich. Wir können nicht das Alter aufheben, indem wir weiter addieren, indem wir unsere eigenen Kinder heiraten.“ (169)

Darin steckt die Anklage: Weil der Ingenieur, geprägt durch seine Technik, so sehr die Welt verlieren kann, ist er existentiell gefährdet. Und nicht zu begreifen, daß Leben, Lieben, Tod nicht mit Technik zu bestehen sind, die Unfähigkeit, die Welt jenseits von Rationalität zu verstehen, das ist die Gefährdung.

Am Todestag: „Hanna fragt immerzu, warum ich das gesagt hatte damals: *Dein* Kind, statt *unser* Kind. Ob ich damals gewußt hätte, wie recht ich habe? Ich verstehe ihre Frage nicht. Und warum ich neulich gesagt habe: Du benimmst dich wie eine Henne! . . . Ob ich ihr verzeihen könne! Sie hat geweint. Hanna auf den Knien, während jeden Augenblick die Diakonissin eintreten kann. Hanna, die meine Hand küßt.“ (202) Der Leser muß erst lange nachdenken: Warum? Auch Hanna erkennt ihre Schuld, weil sie wie eine Henne nur *ihr* Kind haben wollte. Hätte sie Elisabeth Walter nicht so vorenthalten, er hätte seine Tochter zeitlebens gekannt.

## 5. Metaphorik und Symbolik

Max Frisch schreibt nicht nur eine vom Inhalt her attische Tragödie. Text und Handlung sind exzessiv mit mythologischen Bezügen, Metaphern, doppeldeutigen Begriffen, bedeutungsschwangeren Symbolen befrachtet wie eben die Tragödien Aischylos.

Bei der Fahrt durch den Urwald zu Joachim, der sich erhängt hatte:

„Schon in Campeche empfing uns die Hitze mit schleimiger Sonne und klebriger Luft, Gestank von Schlamm, der an der Sonne verwest, und wenn man sich den Schweiß aus dem Gesicht wischt, so ist es, als stinke man selbst nach Fisch.“ (33)

„. . . und wenn man sich duschen will, fallen die fingerlangen Käfer aus dem schimmigen Vorhang – ich ersäuften sie, doch kletterten sie nach einer Weile immer wieder aus dem Ablauf hervor, bis ich sie mit der Ferse zertrat, um mich endlich duschen zu können. Ich träumte von diesen Käfern.“ (34)

„. . . auf allen Drähten hocken schon Zopilote (Geier), die reihenweise warten, bis ein Hund verhungert, ein Esel verreckt, ein Pferd geschlachtet wird, dann flattern sie herab . . . Wir kamen gerade hinzu, wie sie hin und her zerrten an einem solchen Geschlamp von Eingeweide, eine ganze Meute von schwarzvioletten Vögeln mit blutigen Därmen in ihren Schnäbeln, nicht zu vertreiben, auch wenn ein Wagen kommt; sie zerren das Aas anderswohin, ohne aufzufliegen, nur hüpfend, nur huschend, alles mitten auf dem Markt.“ (34)

„Zopilote auf einem toten Esel . . . Es war scheußlich. Die Augen des Esels waren ausgehackt, zwei rote Löcher, ebenso die Zunge; nun versuchten sie, . . . die Därme aus dem After zu zerren.“

„Wir piffen und hupten, während die Sonne bereits in den grünen Tabak sank – wie gedunsen, im Dunst wie eine Blase voll Blut, widerlich, wie eine Niere oder so etwas. Ebenso der Mond.“ (53)

Dies alles als Vorbereitung auf den erhängten Joachim – und auf den eigenen Tod. Dramatischer, bedeutungspraller hätte es ein Aischylos-Chor auch nicht sagen können. Zitat: „Wir hätten Joachim nicht in der Erde begraben, sondern verbrennen sollen. . . . Erde ist Schlamm . . . , Verwesung voller Keime, glitschig wie Vaseline, Tümpel im Morgenrot wie Tümpel von schmutzigem Blut, Monatsblut, Tümpel voller Molche, nichts als schwarze Köpfe mit zuckenden Schwänzchen wie ein Gewimmel von Spermatozoen – grauenhaft. (ich möchte kremiert werden!)“ (68).

Mindestens zweimal erscheint Professor O. als Todesbote, Fabers Lehrer für Elektrotechnik an der ETH. Walter Faber trifft ihn auf der Konferenz in Paris: „Ich hatte Professor O. wirklich nicht erkannt, wie er da plötzlich vor mir steht: . . . Sein Lachen ist gräßlich geworden. Jaja, lacht er, ich habe etwas durchgemacht! Sein Gesicht ist kein Gesicht mehr, sondern ein Schädel mit Haut drüber, sogar mit Muskeln, die eine Mimik machen, und die Mimik erinnert mich an Professor O., aber

es ist ein Schädel, sein Lachen viel zu groß, es entstellt sein Gesicht . . . Dabei lacht er nämlich gar nicht, so wenig wie ein Totenschädel lacht, es wirkt nur so . . . Er hat einen Bauch, was er nie gehabt hat, einen Ballon von Bauch, der unter den Rippen hervorquillt, alles andere ist mager, seine Haut wie Leder oder wie Lehm, seine Augen lebhaft, aber weit hinten. . . . Vielleicht stimmt's gar nicht, daß er (wie es hieß) Magenkrebs hat, und er lacht, weil seit zwei Jahren jedermann sagt, daß die Ärzte ihm keine zwei Monate mehr geben.“ (104)

Und auf der gleichen Buchseite vor dem Opernbesuch in Paris: „Ich war glücklich und trank meinen Pernod. Ich beobachtete sie (Sabeth) durchs Glas der Veranda, wie sie wartete. . . . Ich war glücklich wie noch nie in diesem Paris . . . ich konnte nie glücklicher sein als jetzt.“ (105) Es schneit mitten im Frühling in Paris. Der Leser weiß es: Der da vom Glück redet, dem wird auf gleicher Buchseite der Magenkrebs-Tod angekündigt. Da gerät natürlich die Seele des Lesers in mitfühlende Schwingungen.

Zwölf Wochen vor dem eigenen Tod sieht er Professor O. in Zürich wieder: „Er sah grauenhaft aus, ich wußte nicht, was sagen . . . Unterhaltung mit einem Totenschädel, ich mußte mich zusammennehmen, um Professor O. nicht zu fragen, wann er denn sterbe.“ (193) Das O. steht für Omega, das Ende des griechischen Alphabets.

Der Inzest zwischen Vater und Tochter ereignet sich bei der Mondfinsternis in Avignon. Sabeth ist in die Nähe der antiken Mondgöttin gerückt. Irgendwo las ich, daß der Mondgöttin bei Mondfinsternissen der Inzest erlaubt sei.

Im Römischen Nationalmuseum bewundern beide den Kopf der schlafenden Erinnye, die Medusa Ludovici. „Bei einseitigem Lichteinfall wirkt sie viel wacher, lebendiger, geradezu wild.“ (111)

Der Ort, an dem Sabeth Walter den Namen ihrer Mutter „Hanna Landsberg“ eröffnet, ist das Grabmal der Caecilia Metella in der Campagna in Rom. (116)

In der Szene, in der die schlangengebissene Sabeth beim Anblick des nackten Walter Faber erschrickt und stürzt, steckt doppeldeutig die Erkenntnis, daß dies ihr Vater ist, und auch das biblisch mythische Erkennen des Weibes von Männlichkeit.

Liest man die Erläuterungen und Dokumente zum Homo faber im Reklam-Heftchen von Klaus Müller-Salgel, dann haben nahezu alle Namen, Orte, Begebenheiten eine meist griechisch-antike tiefere Bedeutung. Max Frisch hat offenbar alles sorgfältig durchkonstruiert. Er ist außerdem nahezu besessen davon, jedes Detail der realen Welt präzise zu benennen. Datierungsirrtümer (wie z. B. beim Tag der Mondfinsternis) korrigiert Max Frisch in den folgenden Auflagen. Die Orte sind 1957 tatsächlich genau so, wie im Roman beschrieben. Damit wird der Kontrast zwischen unserer modernen Zeit und der Schicksalstragödie altgriechischen Inhalts um so größer.

## **6. Zum Sprachstil**

Die Zitate sind zugleich Beispiele für den Sprachstil. Max Frisch läßt den Walter Faber oft bewußt so falsch oder unbeholfen sprechen, wie er meint, Techniker reden so. Doch es gibt auch Texte im Roman, in denen dieser Bericht eines Technikers die volle Sprachkunst des Max Frisch beherrscht. Wenige Stunden vor Schlangenbiß und dem Rücklingssturz Sabeths auf Akrokorinth: „ . . . Kurz darauf ist die Sonne schon aufgegangen, blendend: . . . Ich werde nie vergessen, wie sie auf diesem Felsen sitzt, ihre Augen geschlossen, wie sie schweigt und sich von der Sonne bescheinen läßt. Sie sei glücklich, sagt sie, und ich werde nie vergessen: das Meer, das zusehends dunkler wird, blauer, violett, das Meer von Korinth und das andere, das attische Meer, die rote Farbe der Äcker, die Oliven, grünspanig, ihre langen Morgenschatten auf der roten Erde, die erste Wärme und Sabeth, die mich umarmt, als habe ich ihr alles geschenkt, das Meer und die Sonne und alles, und ich werde nie vergessen, wie Sabeth singt!"

Als Walter Faber im Juli in der Düsseldorfer Firma statt der Filme über die Plantagen „zufällig“ die Filme von der Mai-Reise durch Italien sieht:

„Sabeth in Avignon.

Ihr Gesicht, das nie wieder da sein wird –

Sabeth im Mistral, sie geht gegen den Wind, die Terrasse, Jardin des Papes, alles flattert, Haare, ihr Rock wie ein Ballon, Sabeth am Geländer, sie winkt.

Ihre Bewegungen – . . .

Ihr Körper, den es nicht mehr gibt – . . .

Das antike Theater in Nîmes. Frühstück unter Platanen . . . ihr Geplauder mit dem Kellner, ihr Blick zu mir . . .

Ihre Augen, die es nicht mehr gibt – . . .

Sabeth sitzt auf der tiefen Fensterbrüstung, ihre Beine verschränkt, barfuß, sie ißt Kirschen, . . . sie spuckt die Steine einfach aus.

Ihre Lippen –

Wie Sabeth sich mit einem französischen Maulesel unterhält, der ihrer Meinung nach zu schwer beladen ist.

Ihre Hände –

Ihre Hände, die es nirgends mehr gibt,

sie streichelt den Maulesel,

ihre Arme, die es nirgends mehr gibt – . . .

plötzlich muß sie lachen.

Ihre gesunden Zähne –

Ihr Lachen, das ich nie wieder hören werde –

Ihre junge Stirne –

Pinien im Mistral.

Ihr hüpfender Gang –

Nochmals Pinien im Mistral.

Sabeth schlafend, ihr Mund ist halboffen, Kindermund, ihr offenes Haar, ihr Ernst, die geschlossenen Augen –

Ihr Gesicht, ihr Gesicht –

Ihr atmender Körper –“ (188)

„Ich sitze im Speisewagen und blicke zum Fenster hinaus, ich weine nicht, ich möchte bloß nicht mehr da sein, nirgends sein. Wozu auch aus dem Fenster hinausblicken? Ich habe nichts mehr zu sehen. Ihre zwei Hände, die es nirgends mehr gibt, ihre Bewegung, wenn sie das Haar in den Nacken wirft oder sich kämmt, ihre Zähne, ihre Lippen, ihre Augen, die es nirgends mehr gibt, ihre Stirn: wo soll ich sie suchen? Ich möchte bloß, ich wäre nie gewesen. Wozu nach Zürich? Wozu nach Athen? Ich sitze im Speisewagen und denke: Warum nicht diese zwei Gabeln nehmen, sie aufrichten in meinen Fäusten und mein Gesicht fallen lassen, um die Augen loszuwerden?“ (192)

Die Selbstblendung des Oedipus klingt hier an.

Und ein weiteres Beispiel für den Stil aus der Zweiten Station, als auf der letzten rastlosen Reise aus den Erinnyen allmählich die Eumeniden werden, die Schuldeinsicht und versöhnender Tod:

„9. – 13. Juli Cuba, Habana

Mein Entschluß anders zu leben –

Meine Freude –

Ich kaufe Zigarren, zwei Kistchen.

Sonnenuntergang –

Die nackten Buben im Meer, ihre Haut, die Sonne auf ihrer nassen Haut . . .

Wenn ich wieder auf dem Prado gehe, so ist es wieder wie eine Halluzination: - lauter schöne Mädchen, auch die Männer sehr schön, lauter wunderbare Menschen, die Mischungen von Neger und Spanier.“ . . . (173)

„Mein Hirngespinnst: Magenkrebs.

sonst glücklich –“ (178)

„Juana ist Packerin, Freudenmädchen nur übers Wochenende, . . .

Ich erzähle von meiner Tochter, die gestorben ist, von der Hochzeitsreise mit meiner Tochter, von Korinth, von der Aspiviper, die über der linken Brust gebissen hat, und von ihrem Begräbnis, von meiner Zukunft.

„I'm going to marry her.“

Sie versteht mich falsch:

„I think she's dead.“

Ich berichtige.

„Oh“. lacht sie, „you're going to marry the mother of the girl, I see!“

„As soon as possible.“ . . .

Meine Frage, ob Juana an die Todsünde glaubt, beziehungsweise an Götter; ihr weißes Lachen; meine Frage ob Juana glaubt, daß die Schlangen (ganz allgemein) von Göttern gesteuert werden, beziehungsweise von Dämonen.

„What's your opinion, Sir?“ (180)

„Meine letzte Nacht in Habana. Keine Zeit auf Erden, um zu schlafen! Ich hatte keinen besonderen Anlaß, glücklich zu sein, ich war es aber. Ich wußte, daß ich alles, was ich sehe, verlassen werde, aber nicht vergessen – die Arkade in der Nacht, wo ich schaukle und schaue, . . . ein Droschkenpferd wiehert, die spanische Fassade mit den gelben Vorhängen, . . . dann wieder das Wellblech irgendwo, sein Hall durch Mark und Bein, mein Spaß dabei, meine Wollust, Wind, nichts als Wind, der die Palmen schüttelt, Wind ohne Wolken, ich schaukle und schwitze, die grüne Palme ist biegsam wie eine Gerte, in ihren Blättern tönt es wie Messerwetzeln, Staub, dann die Gußeisen-

Laterne, die zu flöten beginnt, ich schaukle und lache, ihr zuckendes und sterbendes Licht, . . . alles will fliehen, das Schild von einem barber-shop, Messing, sein Klingeln in der Nacht, und das unsichtbare Meer spritzt über die Mauern, dann jedesmal Donner im Boden . . .

Sturm ohne Regen, kein Tropfen will fallen, . . . Ich schaukle und trinke einen Scotch, einen einzigen, ich vertrage nichts mehr, ich schaukle und singe. Stundenlang. Ich singe! Ich kann ja nicht singen, aber niemand hört mich . . . die letzten Mädchen in ihren fliegenden Röcken, ihre braunen Beine, wenn die Röcke fliegen, ihr schwarzes Haar, das ebenfalls fliegt . . . das Himbeer-Licht im Staub über der weißen Stadt in der Nacht, die Hitze, die Fahne von Cuba – ich schaukle und singe, nichts weiter, das Schaukeln der leeren Sessel neben mir, das flötende Gußeisen, die Wirbel von Blüten. Ich preise das Leben!“ (181)

Noch einige Bemerkungen zu Stil und Inhalt:

Max Frisch ist ja im Grunde ein Moralist, fast deutscher Tradition. Schwer und bedeutungsvoll und schicksalsdräuend kommt oft der Text daher. Nichts von der ironischen Distanz eines Thomas Mann oder der Leichtigkeit mediterranen Himmels. Freilich, ein Bericht, der erzählt, wie man schuldlos schuldig wurde, ist zwangsläufig elegisch.

Max Frisch bringt vom Theater die starke Polarisierung mit: auf Schwarz – Weiß, auf Technik – Mystik, auf Glück – Unheil, Leben – Tod.

Die Personen machen keine psychologischen Entwicklungen durch, selbst Walter Faber nicht, nachdem er die Sühne durch seinen eigenen Tod annimmt.

Humor ist ebenfalls nicht Max Frisch's Metier. Eher Pathos, für uns heute: bis in die Nähe von kitschig. Der letzte Satz in der Verfügung für den Todesfall: „. . . standhalten der Zeit, der Ewigkeit im Augenblick. Ewig sein: gewesen sein.“ Einer attischen Tragödie freilich angemessen. Er ist ein Poet, dem Poesie peinlich ist.

## **7. Der Walter Faber ist ja gar kein Homo faber**

Spätestens jetzt müssen wir uns fragen: Schreibt ein Homo faber, so wie Max Frisch ihn darstellt, schreibt ein solcher Homo faber einen solchen Lebensbericht? Die raffinierten Rückblenden, die subtilen Ankündigungen, die vom Leser stets durchschaubaren Fehlinterpretationen und falschen Sentenzen, die symbolbefrachteten Wörter, die Einblendungen von Poesie, die gelungenen Dialoge, die auf Spannung setzende allmähliche Aufklärung, wer Sabeth ist, die Komposition des

Berichts wie eine altgriechische Tragödie, der an die jeweilige Handlung angepaßte Sprachrhythmus. Nein, ein Homo faber, der so ist, wie Walter Faber sich selbst beschreibt, der hätte diesen Bericht nie und nimmer so schreiben können. War der da nicht eher sprachlos, als so sprachmächtig wie der Walter Faber? Wo der Walter Faber das schlechte Deutsch eines Technikers spricht, wirkt es im Kontext zur meisterhaften Beherrschung der Sprache, wie künstlich vom Romanverfasser diesem armen Walter Faber aufgepfropft.

Der Roman ist doppelt verkleidet:

1. Da spielt eine altgriechische Tragödie in unserer Zeit.
2. Da beschreibt sich die Ich-Person als Produkt einer nur Ratio geltenlassenden Technik, ist selbst jedoch ein begabter Schriftsteller.

Max Frisch sagt es so: „Er lebt an sich vorbei, und die Diskrepanz zwischen seiner Sprache und dem, was er wirklich erfährt und erlebt, ist das, was mich dabei interessiert hat. Die Sprache ist der eigentliche Tatort . . . Wir sehen im Vergleich zu seinen Handlungen, daß er sich falsch interpretiert.“ (Erl. 131)

Doch ist dies Max Frisch wirklich so gelungen, wie er es sich vorstellt? Der Walter Faber ist ja gar kein Homo faber. Er bekommt nur von Max Frisch Sentenzen und Ich-Sätze in den Mund gelegt, wie Max Frisch glaubt, ein Homo faber rede und denke so. Und Max Frisch, Student an der ETH und Architekt, hat ja sicherlich einige Erfahrungen mit solchen Homo faber seiner Darstellung gemacht. Meine einleitenden Ich-Sätze sind also nur eine vordergründige Homo-faber-Charakterisierung. Und immer dann, wenn Max Frisch den Walter Faber wie einen so negativ gesehenen Homo faber reden läßt, wirkt es wie ein sehr grober Holzschnitt, wenig überzeugend, eher wie ein Kunstcharakter. Dies haben selbstverständlich auch Kritiker sofort gesehen. Schon 1957, direkt nach Erscheinen, schreibt Gody Suter (Erl. 134): „Faber hält sich für einen Menschen unseres technischen Zeitalters. . . . Darin liegt ein grundsätzlicher Irrtum . . . Fabers Konflikt hat überhaupt nichts mit Technik und ihrem Zeitalter zu tun. Der Konflikt wird von (Technik) weder gefördert noch behindert und schon gar nicht bestimmt. Es ist der Konflikt eines Menschen, der die Flucht ergriffen hat vor dem eigenen Schicksal, und der von diesem Schicksal eingeholt

wird. Daß er sich einzureden versucht, er sei (ein Homo faber, H. D.), gehört ja gerade zur Flucht. . . . Walter Faber ist nicht „*der* technische Mensch“.

Oscar Maurus Fontana schreibt 1958: „Faber, so wie ihn Frisch darstellt, ist gar nicht dieser außer Rand und Band gekommene Werkmensch, der sein inneres Zentrum verloren hat, sondern er ist der Leerlaufmensch. Mit Technik hat das alles, das erzählt wird, nichts zu tun. . . . – das alles könnte auch einem Diplomaten oder Dirigenten oder Großeinkäufer geschehen, mit einem Ingenieur oder einem Sinnbild des „Homo faber“ ist es gar nicht verbunden.“

Und ich möchte hinzufügen: Wir alle kennen doch etliche Leute, gleich welchen Berufs, die die Welt gar eng interpretieren und viel reden können, ohne etwas zu sagen, Nervensägen jeder etwas anspruchsvolleren Gesprächsrunde.

Der Roman von Max Frisch hat einen falschen Titel? . . . Vielleicht?

## **8. Die Wirkung des Romans**

Der „Homo faber“ war von Anfang an 1957 ein außerordentlicher Publikumserfolg. Der Roman ist in viele Sprachen übersetzt, 1991 verfilmt worden. Bei meinem Band von 1966 ist schon eine Auflage von 200.000 erreicht. Heute sind es allein bei Suhrkamp mehr als zwei Millionen, der beste der Frisch-Bestseller. Bei den Kritiken gab es auch Enttäuschungen. Max Frisch war mit seinem 1954, drei Jahre zuvor erschienenen Roman „Stiller“ berühmt geworden, den die Kritiker auch wegen der psychologischen Komplexität für eine Glanzleistung hielten. Der Homo faber sei dagegen nicht so überzeugend, etwas zu simpel strukturiert.

Dennoch hat das Buch Furore gemacht. Es hat den Begriff Homo faber umgeprägt, denn eigentlich ist der Homo faber positiv belegt. Neutral definiert der Brockhaus: „Homo faber: Der Mensch, insofern er einen tätigen, die Welt technisch durch Werkzeuge verändernden Bezug zum Dasein hat, im Unterschied zur theoretisch-kontemplativen, spielerischen (Homo ludens) Einstellung. Von der philosophischen Anthropologie z. T. als menschliche Wesensbestimmung angesehen.“

Jürgen Mittelstraß, Philosoph und Wissenschaftstheoretiker, sagt sogar, daß ihn die Auseinandersetzung mit dem Homo faber am stärksten beeinflußt hat. Die Moderne, bei ihm heißt es „Leonardo-Welt“, vereint den Homo sapiens mit dem Homo faber. Schon Henri Bergson sagt, der Homo sapiens entspringe „aus der Reflektion des Homo faber über seine Fabrikation“.

Max Frisch's Buch fällt in die Zeit einer starken Kritik an der Technik. Max Horkheimer, Mitglied der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, wirft den Ingenieuren vor, sie seien „nur zur instrumentellen Vernunft fähig, sie denken zwar über die Angemessenheit der Mittel zur Erreichung vorgegebener Ziele, nicht aber über die Vernunft der Ziele nach“. Kritik an der Technik und das spezifisch deutsche Unbehagen an der technischen Zivilisation, die doch eigentlich ein Teil der Kultur ist, dies gab es schon lange. Mit dem Walter Faber von 1957 wird jedoch das individuelle Verhalten, die einseitige Prägung des Ingenieurs durch seinen Beruf auf das hin, wie er nicht sein darf, kritisiert. Der Walter Faber scheitert zwar in seinem privaten Lebensbereich. Wir Leser jedoch, übertragen dies auch auf die berufliche Tätigkeit des Ingenieurs. Der Ingenieur, der zum Homo faber degeneriert, verfehlt seine berufliche Verantwortung, wenn er die gesellschaftlichen Folgen, die sozialen Implikationen nicht beachtet. Davon ist bei Max Frisch überhaupt nicht die Rede. Und dennoch war fortan in unseren Köpfen, daß die vielen Homo faber unter den Ingenieuren daran Schuld seien, daß Technik zur Bedrängnis gewuchert sei.

Noch nicht 39jährig halte ich im Mai 1967 einen Festvortrag in unserem Audimax: „Der Ingenieur – ein Homo faber?“ (Fragezeichen!), bei der Immatrikulationsfeier, vor 1968, noch in Talar und Smokinghemd und mit Medici-Barrett auf dem Kopf. Der Vortrag beginnt mit Zitaten des Walter Faber. Und 1985 rede ich in der Augusteerhalle der Wolfenbütteler Bibliothek über „Der Ingenieur – kein Homo faber „ (Diesmal ohne Fragezeichen). Da wird weit ausgeholt, um zu zeigen, warum ein guter Ingenieur kein Homo faber sein darf. Von Liebe und Schicksalsmythos ist freilich nicht die Rede, sondern was vor allem Bauingenieure über das Technische hinaus leisten müssen, weil sie unsere Welt durch Bauten so sehr verändern. Wir Professoren der Technikwissenschaften haben diesen Homo-faber-Vorwurf sehr wohl verstanden und uns gefragt, warum Ingenieure dazu neigen. Kommen da die Studierenden schon so vorgeprägt zu uns an die TU? Oder – schlimmer noch – prägt

erst unser Studium sie so technisch eng? Also hielt ich in jedem 3. Semester, mitten im Statik-Kurs, 30 Jahre lang, eine 1 ½-stündige Homo-faber-Vorlesung, wie ich mir den idealen Studenten vorstelle und wie man vermeidet, dereinst in der Praxis zum Homo faber zu degenerieren. Daß auch andere Berufe ihre Walter Faber erzeugen, davon sprach ich weniger. So konnte man den Homo faber von Max Frisch trefflich mißbrauchen, um den Studierenden in ihrem Verhalten zur Technik die Leviten zu lesen. Treffe ich heute nach vielen Jahren einen dieser Studenten: Diesen Homo-faber-Vortrag haben sie nicht vergessen.

## **9. Max Frisch – Lebensdaten**

In den Werken von Max Frisch ist viel von seinen eigenen Lebenserfahrungen verarbeitet. Daher will ich kurz seine Lebensdaten skizzieren und danach seine wichtigsten Werke auflisten, um darin den Homo faber einzuordnen.

Max Frisch hat zwei wesentlich ältere Geschwister aus erster und zweiter Ehe seines Vaters. Der ist Architekt, erlernt als Autodidakt, und kann Geld weder ausreichend verdienen noch gut damit umgehen. Literatur, Nietzsche, Musik lernt Max Frisch erst bei seinem reichen Gymnasialfreund Werner Coninx kennen, der ihm später mit 4000 Franken im Jahr das Architektur-Studium finanziert.

Als der Vater stirbt, muß er das anfängliche Germanistikstudium abbrechen. Die erste ernsthafte Liebesbeziehung hat er mit der jüdischen Studentin Käte Rubensohn. Sie ist die Vorlage zur Hanna des Homo faber. Die Hochzeit kommt nicht zustande. „Du willst mich heiraten, nur weil ich Jüdin bin, nicht aus Liebe.“ 1942 heiratet Max Frisch Trudy Constance von Meyenburg, brav bürgerlich. „Beim 1. Kuß wußte ich, daß das nicht die Frau für mich war“ sagt er später. Die Ehe hält 17 Jahre und hat drei Kinder.

Er macht sich als freischaffender Architekt selbständig, weil er den Auftrag für das Schwimmbad Letzigraben erhält. Der Bau zieht sich – auch wegen des Krieges – lange hin. Das Bad wird erst 1949 eröffnet, das Büro 1955 aufgelöst.

Seine Theaterstücke bringen ihm inzwischen auch internationale Beziehungen. Die zu dem 10 Jahre älteren Bert Brecht sind dramaturgisch eng, sonst aber durch die marxistische Dialektik des dozierenden Brecht belastet. Mit einem Rockefeller-Stipendium für Drama reist er 1951 quer durch die USA, arbeitet dabei an ersten Skizzen für den Roman „Stiller“. Zu dem 10 Jahre jüngeren Friedrich Dürrenmatt ist die literarische Distanz groß. „es bleibt uns nichts anderes übrig, als Freunde zu sein.“ Doch diese „Freundschaft“ endet beiderseits mit Bitterkeit.

1955 verleiht ihm die Stadt Braunschweig nach mehrjährigem Ringen wegen kontroverser Beurteilungen seines Romans „Stiller“ (auch an der TU) den Wilhelm-Raabe-Preis. Dies ist seine erste literarische Auszeichnung außerhalb der Schweiz. Max Frisch schreibt den Homo faber 1957.

1958 lernt er Ingeborg Bachmann anlässlich ihres Hörspiels „Der gute Gott von Manhattan“ kennen. Vier Jahre leben sie zusammen, zwei davon in Rom. Sie verbrennt sein Tagebuch, das ihre Beziehungen darstellt, auch weil sie sich von ihm als literarisches Objekt mißbraucht fühlt. Max Frisch nennt die Auslandsaufenthalte dieser Jahre seine Nestflucht aus der Schweiz, Flucht, weil er sie heftig kritisiert. Ingeborg Bachmanns etwas ungeklärter Tod ist viel später: 1973 in Rom. Der 28 Jahre jüngeren Studentin Marianne Oellers begegnet er 1962 in Rom. Daraus entsteht ab 1968 eine elfjährige Ehe.

Er ist berühmt, reist viel, engagiert sich politisch sozialdemokratisch. Eine kurze – auch sexuelle Begegnung – mit Alice Locke-Carry verarbeitet er in einem sehr autobiographischen Roman „Mantauk“, mit vielen Rückblenden auf eigenes Befinden, auf Niederlagen und mit Sentimentalitäten.

1975 reist er mit Helmut Schmidt in einer Delegation nach China. Max Frisch fühlt sich den Sozialdemokraten nahe, pflegt Kontakte zu DDR-Autoren wie Christa Wolf. Seine Werke werden in der DDR viel gelesen. Konservative Kreise in der Schweiz halten ihn für einen Nestbeschmutzer. Er sympathisiert mit den jungen deutschen Schriftstellern der Gruppe 47, läßt sich jedoch nicht integrieren. Er nimmt wohl an deren Treffen teil, kann jedoch die Selbstherrlichkeit eines Günter Grass nicht ertragen. Mit Martin Walser, Adolf Muschg und vor allem mit Uwe Johnson hat er dagegen langjährig engere Beziehungen.

1988 beginnt die Verfilmung des Homo faber. Er erlebt noch die Uraufführung. Im März 1990 erfährt er, daß er Darmkrebs mit Metastasen auf der Leber hat. Im Jahr 1990 steht er noch einmal auf der Bühne des Züricher Schauspielhauses nach einer Aufführung seines Stückes „Jonas und sein Veteran“. Ein Jahr später stirbt er wenige Tage vor seinem 80. Geburtstag.

Zwischen den Zeilen in den Lebensdaten (Bild 5) mögen einige Bezüge zur Homo-faber-Geschichte sichtbar werden. Architekten sind ja auch Ingenieure. Alle Orte, die im Homo faber vorkommen, hat Max Frisch bereist. Die Erfahrungen, die ein 50jähriger mit einer 20jährigen Studentin machen kann, die hat Max Frisch freilich erst 15 Jahre nach dem Roman gemacht. Im Homo faber wird die Problematik von Mann und Frau viel intensiver angesprochen, als ich es hier darstelle. Dem Walter Faber spürt man z. T. Denk- und Redensweisen der Männergesellschaft im Schweizer Militär an. Die Tagebücher aus der Zeit mit Marianne Oellers sind noch bis zum Jahre 2011 versiegelt.

## **10. Werks-Verzeichnis**

Hier sind zur raschen Übersicht die wichtigsten Werke von Max Frisch aufgelistet. Der Homo faber entsteht etwa in der Mitte mit 46 Jahren. Mit 16 schreibt er erste Theaterstücke, schickt eines sogar zu Max Reinhardt nach Berlin. Der erste Roman, der einen Verlag findet, verarbeitet eigene Erlebnisse. Die Reihe der Tagebücher beginnt mit dem über eine deutsche Reise, veröffentlicht in der Zürcher Zeitung. 1945 wird sein erstes Theaterstück uraufgeführt. Weil das Büro ihn wenig fordert, nimmt allmählich die literarische Arbeit überhand. Einen Architekten gibt es freilich in seinem gesamten Werk nicht.

Mit „Stiller“ gelingt 1954 der internationale Durchbruch, Millionen-Auflagen beim Suhrkamp-Verlag. Weil der „Homo faber“ in gewissem Sinne komplementär zu „Stiller“ ist, seien dazu ein paar Sätze gesagt. Der auch polizeilich gesuchte Anatol Stiller wird nach längerem Auslandsaufenthalt in der Schweiz gefaßt. Doch der Ich-Erzähler behauptet, Mr. White zu sein, obwohl seine Frau Julicka, die Tänzerin aus

Paris, und Freunde ihn erkennen. Er flüchtet mit phantastischen Geschichten in diese andere Identität. „Ich bin nicht ihr Stiller.“ Er weiß von Stiller, der Bildhauer ist, immer nur soviel, wie es ihm andere erzählen. Stiller ist auch eine Selbstdarstellung von Max Frisch, der schon früh (mit 21 Jahren) auf der Suche war: „Was bin ich?“ „Ist dies wirklich mein Leben?“ „Kann man ein Leben überhaupt erzählen?“ Für den Leser Fragen wie: Warum flieht denn der Bildhauer Stiller vor seinem Leben? War es das Scheitern einer Liebesbeziehung zu Julicka? Oder die Ablehnung einer Kultur (hier der Schweizer), einer Lebensweise, die mit seiner Selbstverwirklichung unvereinbar ist? Warum ist es in den hochzivilisierten Ländern so unmöglich, glücklich zu sein? Kann man sich aus den Fesseln einer Kultur, in die man hineingeboren ist, befreien, ein ganz neues Leben wagen? Und Stiller flunkert die tollsten Erlebnisse seines anderen Lebens als Mr. White vor. Da wird wohl nach und nach das Leben von Stiller entfaltet, aber ob all dies tatsächlich Stillers Leben ist, bleibt offen.“ Man kann die Wahrheit nicht erzählen.“

Darin steckt viel von dem, was Max Frisch zeitlebens beschäftigte: Die Identität des Ichs, der mögliche Entwurf eines Ichs, auch die Akzeptanz meines Ichs. Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte, die er für sein Leben hält. Wir erzählen nie, wie es gewesen ist, sondern wie wir uns vorstellen, wie es wäre, wenn wir es nochmals erleben sollten. Auch der Homo faber erzählt sein Leben nur so, wie er glaubt, daß es so gewesen sei.

Im „Stiller“ gibt es hierzu folgende Bemerkungen:

„Er war im Begriff, den zweiten und noch viel schwereren Schritt zu tun, herauszutreten aus der Resignation darüber, daß man nicht ist, was man so gerne gewesen wäre, und zu werden, was man ist. Nichts ist schwerer als sich selbst anzunehmen“. (St. 536)

„Merkwürdigerweise ist ja die Richtung unserer Eitelkeit nicht, wie es zu sein scheint, eine Richtung auf unser Selbst hin, sondern weg von unserem Selbst“ (St. 423)

„Es braucht die höchste Lebenskraft, um sich selbst anzunehmen“ (St. 425)

Zurück zur Werkliste: „Biographie: Ein Spiel“ bringt dieses Thema auf die Bühne: Ein Wissenschaftler darf sein Leben selbstgestaltend wiederholen. „Andorra“ ist politischer: Ein Junge wird von der Gemeinschaft zum Außenseiter-Juden gemacht,

obwohl er gar kein Jude ist. „Mein Name sei Gantenbein“ gehört als dritter zu den Romanen „Stiller“ und „Homo faber“. Er verwandelt am stärksten Literaturtheorie in einen Roman. Probleme des Alterns, des Todes sind für Max Frisch schon früh (ab ca. 54 Jahren) wichtig. Ganz am Schluß ärgert Max Frisch nochmals die Schweiz: sie sei verlüdert. Heftige Kritik gegen ihn. Er reagiert kurz vor seinem Tode: „Macht mich nicht zum Schweizer Nationaldichter.“

## **11. Wie man den Homo faber lesen sollte**

Als ich zur Vorbereitung dieser Vorlesung den Homo faber nochmals las und manches drum herum, machte ich eine doppelte Erfahrung. Hatte ich all das, was da über den Roman geschrieben wurde, im Kopf, die Hunderte von Anmerkungen z. B. wie symbolträchtig nahezu jedes Wort, jede Szene der Tragödie untergeordnet ist, dann ärgern die Überzeichnungen, die Schwarz-Weiß-Kontraste, die tiefende Symbolik, das Konstruierte. Das schwer und dramatisch herkommende dräuende Unheil muß doch nicht so dick aufgetragen werden. So eindimensional sind doch reale Menschen und Begebenheiten nicht.

Lasse ich mich jedoch von der Prosa und der Handlung fangen und bin ich mit Kopf und Herz ganz bei diesem Walter Faber und Sabeth und Hanna: Dann wird der Roman zum Leseerlebnis. Da zittert und bangt und leidet man um den Romanhelden, sieht Sabeth in all ihrer Mädchenhaftigkeit. Da läßt man sich fesseln, will gar nicht aufhören zu lesen. Obgleich man doch von Anfang an schon weiß, wie alles endet. Und daß dieser Walter Faber alles andere als ein Held ist, eher ein tumber Trottel. Also möchte ich den Rat geben, man sollte den Homo Faber getrost mit einer gewissen Naivität lesen, damit die Freude am Erzählten, am klaren Text, an den Einfällen des Autors erhalten bleibt. Traurig ist die Geschichte wohl, aber schön zu lesen.

Hören wir zum Schluß nochmals den Walter Faber:

Ich beobachtete sie. Ich folgte ihr in etliche Museen, bloß um in ihren Nähe zu sein, um Sabeth wenigstens zu sehen in der Spiegelung einer Vitrine, . . . ihr junges Gesicht, ihren Ernst, ihre Freude! Sabeth glaubte nicht, daß ich nichts davon verstehe, und hatte einerseits ein maßloses Vertrauen zu

mir, bloß weil man dreißig Jahre älter ist, ein kindisches Vertrauen, andererseits überhaupt keinen Respekt. Es verstimmte mich, daß ich Respekt erwarte. Sabeth hörte zu, wenn ich von meinen Erfahrungen redete, jedoch wie man einem Alten zuhört: ohne zu unterbrechen, höflich, ohne zu glauben, ohne sich zu ereifern. Höchstens unterbrach sie, um mir vorzugreifen in der Erzählung und dadurch anzudeuten, daß ich all das schon einmal erzählt hatte. Dann schämte ich mich. Überhaupt zählte für sie nur zu Zukunft . . . Es interessierte sie keinen Deut,, daß alles schon dagewesen ist und was unsereiner daraus gelernt hat, beziehungsweise hätte lernen können. Ich achtete drauf, was sich Sabeth eigentlich von der Zukunft versprach, und stellte fest: sie weiß es selbst nicht, aber sie freut sich einfach. Hatte ich von der Zukunft etwas zu erwarten, was ich nicht schon kenne? Für Sabeth war alles ganz anders. Sie freute sich auf Tivoli, auf Mama, auf das Frühstück, auf die Zukunft, wenn sie einmal Kinder haben wird, auf ihren Geburtstag, auf eine Schallplatte, auf Bestimmtes und vor allem Unbestimmtes: auf alles, was noch nicht ist. Das machte mich eifersüchtig, mag sein, aber daß ich mich meinerseits nicht freuen kann, stimmt nicht . . . Ich mache keine Purzelbäume, ich singe nicht, aber ich freue mich schon auch. . . . Was mich am meisten freute, war ihre Freude. Ich staunte, wie wenig sie brauchte, um zu singen, eigentlich überhaupt nichts; sie zog die Vorhänge auseinander und stellte fest, daß es nicht regnete, und sang. . . . Insofern was sie nicht immer leicht, unsere Reise: ich langweilte sie mit Lebenserfahrung, und sie machte mich alt, indem sie von Morgen bis Abend überall auf meine Begeisterung wartete . . .

## **Literatur**

- [1] Max Frisch: Homo faber. Ein Bericht. suhrkamp taschenbuch 354 (1977)
- [2] Klaus Müller-Salget: Max Frisch, Homo faber. Erläuterungen und Dokumente. Philipp Reclam Universal-Bibliothek Nr. 8179, 1987
- [3] Volker Hage: Max Frisch. Monographien ro ro ro Nr. 1290, 11. Aufl. 1997
- [4] du, Die Zeitschrift der Kultur, Nr. 12. 1991: „Max Frisch 1911 – 1991“  
Zürich 1991

## **Bildnachweise**

Bild 2 aus [1]; Bilder 6, 10, 13, 14 aus [3]; Bilder 7, 9, 11, 12, 18, 20 aus [4]; Bilder 8, 15, 16, 17, 19 aus dem Internet

## **Bilder zu Max Frisch „Homo faber“**

- Bild 1 Max Frisch (Aquarell Fabian Duddeck)
- Bild 2 Walter Faber (Sam Shepard im Film 1991)
- Bild 3 Homo Faber Personen
- Bild 4 (( Zeiten der Handlung, ohne Unterschrift ))
- Bild 5 (( Lebensdaten, ohne Unterschrift ))
- Bild 6 Eltern
- Bild 7 Max Frisch 1933
- Bild 8 Käte Rubensohn und Max Frisch im Café „Studio“ 1937
- Bild 9 Hochzeit mit Trudy von Meyenburg 1937
- Bild 10 Schwimmbad Letzigraben
- Bild 11 Mit Bert Brecht auf der Baustelle 1948
- Bild 12 Mit Friedrich Dürrenmatt in Zürich 1950
- Bild 13 Max Frisch 1955
- Bild 14 Mit Ingeborg Bachmann 1958 – 62 in Rom
- Bild 15 Marianne Oellers 1962
- Bild 16 Mit Helmut Schmidt in China 1975
- Bild 17 Mit Schriftstellern 1981
- Bild 18 Max Frisch ca. 1985
- Bild 19 Verfilmung des Homo faber ab 1988
- Bild 20 Auf der Bühne in Zürich 1990
- Bild 21 (( Werke, ohne Unterschrift ))